

Mut zum Unverständnis

„Was wir sofort verstehen, kann nicht neu sein“, hebt Prof. Gerhard Fröhlich, Kulturtheoretiker und Wissenschaftsforscher am Institut für Philosophie und Wissenschaftstheorie der Johannes-Kepler-Universität Linz, unter anderem in seinem Interview hervor. Er beschreibt in diesem Gespräch die Kommunikationsbedingungen der Gegenwart und Zukunft und sieht für die unangepassten Menschen bessere Chancen.



Prof. Gerhard Fröhlich plädiert für das Aushalten von Widersprüchen.

Foto: Christoph Christo

Worin besteht Ihrer Ansicht nach die Problematik in unserer von der Digitalisierung immer mehr durchdrungenen Kommunikation?

Der Medienphilosoph Vilém Flusser hat Ende des letzten Jahrhunderts bereits vieles, was heute möglich ist, vorhergesagt und angedacht, glaubte aber, dass wir Menschen die Knoten dieses Netzwerks wären – ähnlich, wie es auch die Medientheorie von Berthold Brecht forderte. Jeder hätte also mit jedem kommunizieren können. Heute kommuniziert aber zunehmend eine Software mit der anderen. Die besorgte Eltern-Antwortsoftware von Google ist gerade in Entwicklung. Auch bei persönlichen Botschaften uns vertrauter Personen werden wir in Zukunft nicht mehr genau wissen, ob sie selbst oder ihr Bot mit uns kommuniziert.

Wo liegt dann für uns aber noch der Reiz in der Kommunikation oder diese Euphorie, die beispielsweise mit den angeblichen Möglichkeiten der sozialen Medien verbunden seien?

Die Beliebtheit der soziale Medien besteht in „Vergesellschaftung light“: Ohne große Mühe können wir Sozialkapital im Sinne von Pierre Bourdieu anhäufen. Es geht für viele darum, mehr Likes oder mehr Follower zu bekommen – und zwar durchaus in einem quantitativen Kapitalsinn. Dieses Phänomen gab es auch schon in der vordigitalen Ära, wenn Leute beispielsweise sozialen „Verpflichtungen“ wie dem Besuch von Empfängen, opulenten Geburtspartys usw. nachgingen. Dieses „Verpflichtungskapital“ im Sinne Bourdieus gibt es auch bei uns in der Wissenschaft: Da geht es um wechselseitige Einladungen zu Gastvorträgen oder um das Schreiben wohlwollender Rezensionen bis hin zu den sogenannten Ehrenautorenschaften – die inzwischen als wissenschaftliche Sünde eingestuft sind –, wenn bei Publikationen Personen als Autoren hinzugefügt werden, ohne etwas dafür getan zu haben.

„Euphorie“ ist ja ein hinterlistiger Begriff: Scheinbar positiv, meint er ja eine vorübergehende nervöse Hochstimmung, ja in der Medizin gerade subjektive positive Gefühle bei schweren Erkrankungen – z.B. manchen Hirntumoren. Mir persönlich reicht

milde Zuversicht. Die Welt und wir alle sind „gemischt“, allen zu schönen Behauptungen sollten wir daher misstrauen.

Wenn ich daher wieder zurückkomme auf den Aspekt, dass Kommunikation immer mehr maschinenvermittelt, also mithilfe von Bots, Algorithmen und künstlicher Intelligenz, stattfindet, dann stellt sich auch die Frage, welche Risiken eventuell damit einhergehen können, zumal Kommunikation an sich ja eine wichtige Eigenschaft des Menschen ist.

Ich wurde an der Universität Mainz zu einem Eröffnungsvortrag über akademische Integrität eingeladen und habe dort über unseren neuen digitalen Prüfungsraum gesprochen, für den sich Studierende beim Eintritt mit ihrer Karte identifizieren müssen, abfotografiert und laufend überwacht werden. Von der Mainzer Vizerektorin wurde ich entsetzt-enttäuscht gefragt, ob sich Studierende so etwas gefallen lassen würden. Die Antwort liegt meines Erachtens nach schon darin, dass es quasi ein Computer einfordert. Menschen nehmen so etwas dann als gegeben hin und hinterfragen es nicht mehr. Der Begriff „Data“, der aus dem Lateinischen abgeleitet ist, bedeutete ursprünglich „göttlich Vorgegebenes“.

Würden wir eine, wie beispielsweise von Richard Dawkins, Stephen Hawkins und zuletzt auch Elon Musk ins Spiel gebrachte, „Machtübernahme“ künstlicher Intelligenz überhaupt gleich bemerken, zumal wir in den letzten Episoden der geschichtlichen Entwicklung ja gesehen haben, dass sich Macht nicht unmittelbar in physischer Repression offenbaren muss, sondern sehr manipulativ sein kann?

Diese Kritiker gehen davon aus, dass wir – genauer gesagt: die Data Scientists – schon eifrig an unserer eigenen Abschaffung arbeiten, und wir würden ein solches Szenario wahrscheinlich auch nicht bemerken. Einerseits verhalten sich junge Menschen immer öfter wie Bots, tanzen z.B. abgehakt wie ungeladene Roboter, imitieren Avatare wie beim „Cosplay“, tauschen SMS-Botschaften in einer roboter-



ähnlichen Kürzelsprache aus. Andererseits wird Wissenschaftlichkeit über ein wichtiges Kriterium definiert, nämlich das der „Intersubjektivität“. Hier taucht bei Big Data und bei künstlicher Intelligenz mit der Fähigkeit des Selbstlernens ein Defizit auf: Algorithmen, von Menschen gemacht, sind Geschäftsgeheimnisse und daher geheim; maschinelles Lernen führt jedoch prinzipiell zu Black Boxes, niemand weiß angeblich mehr, warum die Maschine etwas tut.

Google verfügt über zahlreiche Algorithmen. Googles Geschäftsmodell besteht ja auch darin, Leistungen gratis anbieten zu können und dafür Daten zu sammeln. Solange wir also möglichst alles umsonst bekommen wollen, dürfen wir uns nicht wundern, wenn unsere Zukunft aus vielen Black Boxes besteht und vieles nicht nachvollziehbar ist. Wir wissen daher nicht, welche Fehler sich vielleicht schon längst in die Programme eingeschlichen haben, und wir wissen auch nicht, welche Experimente bereits abgebrochen werden mussten.

Selbst bei den „normalen“ Algorithmen, die noch von Menschen programmiert wurden, sollten wir kritisch sein. So meint etwa die Mathematikerin Cathy O’Neil, dass Algorithmen eigentlich eine bescheidene Innovation darstellen: Sie sind nichts anderes als Kochrezepte, „in Mathematik gefasste Vorurteile“. Man kann daher nicht behaupten, dass Computer objektiver wären als Menschen. Weiße, männliche Programmierer haben eine Gesichtserkennung entwickelt, welche bei Farbigen und vor allem farbigen Frauen nicht funktionierte. Ohne kulturelles Hintergrundwissen, ohne philosophisch geschulte Selbstreflexion programmieren Programmierer ihre Vorurteile in Algorithmen. Das ist insofern bedenklich, als es bei der Digitalisierung in der ersten Welle zunächst einmal um Arbeitsplätze ging, die überwiegend in der Produktion angesiedelt waren. In der bevorstehenden zweiten Welle werden aber auch Personalchefs, Ärzte, Journalisten oder Richter durch Algorithmen

ersetzbar: In den USA entscheidet z.B. bereits jetzt Software, ob jemand vor einem Prozess in Untersuchungshaft genommen wird oder nicht.

Gibt es auch Möglichkeiten, sich gegen solche Entwicklungen zu schützen, oder sind wir dem gänzlich ausgeliefert? Können einmal gar Philosophen wie Sie durch Algorithmen ersetzt werden?

Big-Data-Propheten wie Chris Anderson meinen, dass Big Data letztlich alles überflüssig machen würde: Theorien, Modelle, Wissenschaft. Abgesehen davon, dass meine sogenannte aktive Laufbahn ohnehin bald zu Ende geht – ich hoffe, ich kann dann endlich aktiv werden und noch eine Menge Bücher schreiben –, wird es aber nicht ausreichen, sich nur mit Korrelationen und Mustern zu befassen. Wir wissen ja schon lange, dass es Scheinkorrelationen gibt und beispielsweise nicht die Störche dafür verantwortlich sind, dass in deren Einzugsgebiet die Geburtenrate höher ist. Selbst Unternehmen wie Facebook leisten sich Soziologen, kommen also mit Data Scientists alleine nicht aus. Und die Big-Data-Modelle sollen ja maßgeblich zu den letzten Finanzkrisen beigetragen haben.

Gefährlich an diesen Algorithmen ist, dass wir in Filterblasen landen, dass viele sozialen Medien uns nur mehr mit Informationen füttern, die uns gefallen, d.h., Kritik, Kontroverse, die Konfrontation mit anderen Meinungen und Sichtweisen werden immer seltener.

Was wäre also zu tun?

Das Erfolgsmodell beruht nicht auf plumper Imitation, sondern in Formen kreativer Nachahmung, die auch Bourdieu schon als ein Erfolgsgeheimnis erfolgreicher Personengruppen gesehen hat. Komplexe Probleme erfordern kreative Lernprozesse und können nicht mit einfacher Reproduktion gelöst werden. Der Begriff „Serendipity“ als

„Roboter an die Macht!“
Jetzt sind sie noch niedlich, können sie einmal zu einer Gefahr werden?

Foto: CC0 (Unsplash/Daniel Cheung)



Echte Innovation entsteht aus der Unangepasstheit.

Foto: AWS

ein Zusammentreffen glücklicher Umstände beschreibt das sehr gut: Etwas zu suchen und dabei über etwas zu stolpern – ein „Problem“ ist ja griechisch für „Stolperstein“ – und dieses Hindernis nicht verärgert zur Seite zu schieben und zu ignorieren, sondern es als Anlass für einen „Paradigmenwechsel“ zu sehen. Wir sollten lernen, zu zweifeln, zu staunen, zu kritisieren – auch uns selbst. Mir imponiert daher auch die Denkweise eines Michel Foucault, der meinte, dass er am Beginn seiner Bücher noch nicht wusste, was drin stehen würde – Bücherschreiben als Entdeckungsreise –, mehr als das Denken jener, die einfach einen Plan umsetzen möchten. Die Planwirtschaft feiert allüberall Siegeszüge, sogar im persönlichen Bereich. Abgesehen von den wirklich reichen Menschen, die auch in Zukunft in einer echten Jugendstilvilla leben und von einem echten Arzt behandelt werden möchten, mache ich mir daher um die unangepassten Menschen weniger Sorgen. Die stellen die Vorurteile der Algorithmen infrage und können auch aus den Filterblasen ausbrechen. Zur Unangepasstheit, die echte Innovationen fördert, gehört auch Ambiguitätstoleranz, ein schreckliches Wort.

Gemeint ist, dass wir nicht vorschnell eindeutige Lösungen herbeiführen wollen, wenn sich Widersprüche zeigen, sondern diese längere Zeit produktiv aushalten. Neues entsteht nur scheinbar über Nacht.

Und wie wird es um die anderen bestellt sein? Ist denen noch zu helfen, denn die können ja nicht wie Sie alle demnächst in Pension gehen?

Das Schlimme bei der Störung eines kognitiven Gleichgewichts besteht darin, dass die Versuchung bei den Menschen enorm groß ist, möglichst viele Gleichgesinnte zu finden, die auch dasselbe glauben. Daran orientiert sich das Konzept von Big Data und seiner Filterblasen. Kreative und mutige Menschen sind hingegen leichter zu einem Paradigmenwechsel zu bewegen, ertragen leichter längere Phasen der Ungewissheit. Wir brauchen also den Mut zum Unverständnis: Was wir sofort verstehen, kann nicht neu sein. Künstliche Intelligenz heißt ja, dass Maschinen etwas tun, wozu Menschen Intelligenz benötigen. Aber was wird aus uns, wenn alle dasselbe denken und mit der Zeit dieselben gefilterten Vorerfahrungen haben? Was soll dabei schon herauskommen? Die von Nietzsche beschriebene „ewige Wiederkehr des Gleichen“ ist die große Gefahr der Big-Data-Maschinengesellschaft. Wir sollten uns von dieser „Watte der Gewohnheit“, wie Flusser das nannte, zu befreien versuchen und wieder lernen, zu staunen, zu zweifeln, zu kritisieren, was auch eine andere Bedeutung des Philosophierens ausmacht. ●

Symposium: „BOTS or NOT BOTS?“

Politik, Demokratie & Wahlen im Zeitalter ihrer digitalen Produzierbarkeit"

Plenartermine: Do./Fr., 26./27. 4. 2018

Johannes-Kepler-Universität (JKU) Linz, Uni-Center, 2. Stock (Loft C)

Infos: www.kulturinstitut.jku.at/symposium2018.html